

# Hamburger Echo

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.  
Der Abonnementspreis beträgt: durch die Post bezogen (Nummer des Postkatalogs 2616) ohne  
Bringsgeld vierteljährlich M. 4,20; durch die Kolportäre wöchentlich 36 Pf. frei in's Haus.  
Verantwortlicher Redakteur: Otto Stolten in Hamburg.

Dienstag, den 30. Dezember 1890.

Anzeigen werden die günstigste Stelle oder deren Raum mit 20 g.  
für den Arbeitsmarkt und Vermietungsanzeigen mit 20 g. berechnet.  
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sammt. Annoncen-Bureau.  
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

## Abonnements-Einladung.

### An unsere Leser und die es werden wollen!

Das erste Quartal, in welchem die gesammte deutsche Arbeiterpresse und mit ihr das „Hamburger Echo“ nicht mehr unter dem Jubel des Sozialistengesetzes stand, das ihm jeden Augenblick den Lebensboden abschneiden konnte, ist vorüber; die größere Bewegungsfreiheit hat es uns ermöglicht, in jeder Beziehung die Bedürfnisse der Sozialdemokratie, in deren Dienst wir uns gestellt, energisch zu vertreten; ihre Lehren klar vor allem Volk zu ertönen.

Der Erfolg hat sich auch in der Zunahme der Zahl der Leser und Abonnenten des „Hamburger Echo“ gezeigt. Mit Vergnügen blicken wir auf ihn zurück und werden uns denselben als weiteren Ansporn dienen lassen, unsere Leserschaft möglichst auf allen Gebieten das Beste zu bieten. Mit dem Neuaufleben des politischen Lebens wächst ja naturgemäß das Interesse an der Politik und an einer festen konsequenten Stellungnahme zu allen politischen Fragen, wie wir uns denselben stets bestrebt haben. Wir dürfen uns daher wohl auch der angenehmen Hoffnung hingeben, daß das „Hamburger Echo“ im neuen Quartal nicht nur seinen alten Abonnentenkreis halten, sondern denselben noch erheblich vermehren wird.

Um auch auf dem Gebiete der Unterhaltung unsern Lesern mehr als bisher bieten zu können, werden wir mit dem am 1. Januar beginnenden neuen Quartal dem „Hamburger Echo“ das wöchentlich einmal erscheinende illustrierte Unterhaltungsblatt „Der Gesellschaft“ an händelndem Heft gratis ohne Preisberechnung beilegen.

Bei dem gebiegenen Inhalte des, einem Theile unseres Leserkreises bereits bekannten Unterhaltungsblattes, das sich speziell die Pflege des sozialen Romans zur Aufgabe gemacht hat und den neuen Jahrgang mit dem Abdruck des berühmten Romans von Edward Bellamy: „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887“ in einer vorzüglichen Uebersetzung von Clara Zetkin, beginnen wird, werden unsere Leser diese neue Beigabe gewiß mit Freuden aufnehmen.

Der Preis des „Hamburger Echo“ wird also in Zukunft mit Einschluß des „Gesellschaft“ nicht höher sein als bisher für das „Hamburger Echo“ allein:

wöchentlich 36 Pfennig, wofür es durch die Kolportäre frei in's Haus geliefert wird, oder, durch die Post bezogen, ohne Bringsgeld M. 4,20 pro Quartal.

Wir hoffen, daß diese neue Erweiterung des „Hamburger Echo“ denselben im neuen Quartale auch wiederum zahlreiche neue Abonnenten zuführen wird, daß es immer mehr in jedes Arbeiterheim eindringen wird, damit es hier im norddeutschen Empirium der Arbeiterbewegung feste Stütze, wo Arbeiter haufen, mehr giebt, an der das „Hamburger Echo“ nicht zu finden ist.

## Redaktion und Verlag des „Hamburger Echo“.

### „Der Sozialismus ein alter Ladenaüter.“

\* „Alles schon dagewesen!“ sagt der Rabbi Ben Alisa bekanntlich (in Goglow, „Urei Alisa“), in Uebersetzung mit dem Wort des Predigers Salomo: „Nichts Neues unter der Sonne“, und es giebt Leute, welche zwar nicht den Haß, aber doch jehes orakelhaft klingende Sentenzen für unfehlbar halten und allen Ernstes nachzuweisen sich bemühen, daß alle Erfindungen

und Einrichtungen der Kräfte schon in grauer Vorzeit irgend einmal vorhanden gewesen sind.  
Wir erinnern uns, daß ein grundgesetzliches Haus vor Jahren in einer grundgesetzlichen Abhandlung ausführte, daß schon der Salomonische Tempel einen Vizepräsidenten hatte; sein Hauptargument fügte sich auf die Differenz der Höhenhöhe in den Büchern der Könige und den Büchern der Chronik.

Demnach müßte es mit seltsamen Dingen zugehen, wenn nicht auch der sozialdemokratische Sozialismus schon einmal dagewesen wäre. Und in der That, der Rabbi Ben Alisa bleibt im Recht, und wer's nicht glaubt, der lese die z. B. viel kolportirte Broschüre: „Die soziale Frage und das Programm der Arbeiterpartei“. Vortrag im Verein für Socialismus in Nürnberg. Von Hugo Barbed, Antiquar und Magistratsrath.“ Da heißt es unter Anderem, „daß das ganze sozialistische Programm ein alter Ladenaüter ist, der wieder einmal neu aufpolirt zum Herzeinsallen angepriesen wird. Meine Herren, ich sage Ihnen, das ganze Vebel'sche Programm ist nichts weiter als...“ Und zur Bekräftigung dieser Behauptung läßt der Herr Antiquar und Magistratsrath Hugo Barbed die Verfasser verschiedener kommunistischer Staatsromane aufmarschieren, an deren Spitze den griechischen Philosophen Plato, der in seinem Werk über den Staat das leibhaftige sozialdemokratische Gesellschaftsideal entworfen haben soll.

Ob der Antiquar und Magistratsrath Hugo Barbed den Plato selbst gelesen oder vielmehr nur etwas über den platonischen Staat hat läuten hören, vielleicht von jenem das Gymnasium besuchenden Knaben, lassen wir dahingestellt sein; das Letztere ist das Wahrscheinlichere. So viel aber ist sicher, daß das Wort „Alles schon dagewesen“ zwar nicht vom sozialdemokratischen Gesellschaftsideal, wohl aber von der Hugo Barbed'schen Entdeckung gilt. Obgleich nämlich der Antiquar und Magistratsrath Hugo Barbed sich auf die Neuheit dieser Entdeckung viel zu Gute zu thun scheint, ist er doch nicht der Erste, der diesen Unfuh behauptet. Schon vor Jahrzehnten haben gelehrte Köpfe das Gleiche gesagt, sind aber so gründlich abgelehrt worden, daß sich in den letzten Jahren die Gegner nur selten mit dieser Behauptung aufzutreten getraut haben; nur der Antiquar und Magistratsrath Hugo Barbed, der zwar scheinbar über den Sozialismus gelesen hat, aber meistens elende und erbärmliche gegnerische Wachworte (z. B. den jämmerlichen Witz des Konfessionsraths Munding: „Die Ugen des sozialistischen Evangeliums“) und sicherlich außer Vebel's „Trau“ nicht eine einzige bedeutende Schrift aus sozialistischer Feder; nur er tritt wieder einmal mit der somnambulen Sicherheit der Unwissenheit mit diesem gemengenen „Ladenaüter“ vor sein Auditorium.

Schon in vorsozialistischer Zeit hat ein unter dem Pseudonym Symmachus schreibender sehr sachkundiger Autor in einem „Demokratie und Sozialismus im alten Griechenland“ betitelten Artikel evident nachgewiesen, daß der platonische Staat vom modernen Sozialismus ebenso weit entfernt war wie — die griechischen Demokratien von einer modernen Demokratie.  
Was man in der Staatsverfassung der alten Griechen Demokratie nennt, stellt sich, bei Nichtwissen, als eine erweiterte Aristokratie dar. Und der angebliche sozialistische Zukunftsstaat Platons entpuppt sich bei näherer Betrachtung als der — spartanische Vergangenheitsstaat.

Der angebliche kommunistische Idealstaat Platons, sagt Symmachus, sollte aus drei Klassen bestehen, aus den Regierenden, den Kriegern und den Handwerkern und Ackerbauern, wozu Letztere in diesem angeblichen „Zukunftsstaat“ nicht sehr glimpflich behandelt werden. Plato würdigt sich übrigens nicht herab, ihrer eingehend zu gedenken, denn er legt dieselben vorzugsweise über sie, wie seine Zeitgenossen. Auch von den Regierenden spricht er wenig, jedenfalls sind sie sehr bedürftig, da sie förmlich Philosophen sein sollen. Am meisten beschäftigt sich Plato mit der Klasse der Krieger und eben die Vorschläge, welche diese be-

treffen, sind es, die dem Staatsphilosophen den Titel eines Sozialisten eingetragen haben. Die Krieger sollen in Weiber- und Kindergemeinschaft leben und den Unterschied von Wein und Dem nicht kennen, das Weib soll an den Uebungen und Pflichten, sowie an den Rechten des Mannes theilnehmen, die Kinder werden gemeinsam erzogen, die Schwadronen werden ausgelegt.

Alle diese Vorkluge Platons klingen sehr revolutionär und kommunistisch, man könnte daher annehmen, Plato sei, wenn auch kein demokratischer, so doch ein aristokratischer Sozialist und Revolutionär gewesen.  
Zum Unglück für diese Annahme haben die Geschichtsforscher herausgefunden, daß Plato als Politiker ein eifriger Anhänger der spartanischen Aristokratie war. Die Geschichtsforscher — d. h. die unbefangenen — haben dann die spartanische Verfassung, die zu Platons Zeiten schon über ein halbes Jahrtausend alt war, mit dem platonischen „Zukunftsstaat“ verglichen und gefunden, daß sie einander ähneln wie ein Ei dem andern.

Plato will drei Klassen von Bürgern haben, diese drei Klassen haben wir in Sparta in schönster Ordnung: die Regierenden, zwei Könige und die Genus (Nach der Mütter), bestehend aus 28, mindestens 60 Jahre alten Greisen; die Spartaner, welche nichts zu thun hatten, als sich in den Waffen zu üben; und die Handwerker und Landbauern (Perien), welche zwar die Pflicht hatten, Steuern zu zahlen, um die Krieger zu erhalten, dafür aber nicht die mindesten politischen Rechte besaßen. Hier bei Plato, finden wir in Sparta gemeinsame Erziehung der Kinder und Aufzucht der Umlingenden; hier wie dort ferner derselbe Kommunismus unter den Kriegern, d. h. den Spartanern.

Beim Nichte betrachtet, finden wir also in Sparta in roheren Formen daselbe, was Plato schilderte, und wenn wir die politische Stellung derselben damit zusammenhalten, müssen wir zu dem Schluß kommen, sein „Zukunftsstaat“ sei eigentlich ein Staat der grauen Vergangenheit, und es entpuppt sich der angebliche Revolutionär als ein in der Rolle gefärbter Reaktionsär, der Sozialdemokratie als Aristokrat.

So Symmachus. Damit stimmt vollständig überein das Urtheil des gewiß unbefangenen Schwelger, der in seiner Geschichte der griechischen Philosophie schreibt: „Es ist der vollständige Nachweis dafür geliefert worden, daß fast alle Elemente des platonischen Staats aus historisch gegebenen Verfassungen, genauer, daß sie aus dem dazwischen (d. h. spartanischen) Lebens- und Staatsideal, besonders aus den Einrichtungen des spartanischen Staats entlehnt sind. Der aristokratische Charakter der platonischen Verfassung, die strenge Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, das Dringen auf politische Einheit, die einfache Lebensweise u. d. untergeordnete Stellung des dritten oder Handwerkerstandes u. — alle diese Anordnungen und Einrichtungen der platonischen Republik ist finden ihre Parallelen im spartanischen Staat. Man kann also sagen, die platonische Republik sei eine Systematisirung derselben Ideen und Lebensmaximen, auf denen der spartanische Staat beruhte.“

Welche traffe Ignoranz und Borntheit geht außer dem dazu, das sozialistische Gesellschaftsideal mit dem platonischen Staatsideal zu identifizieren! Der Sozialismus will der Arbeit die ihr gebührende Rechte und Würde erkämpfen resp. einräumen, der platonische Staat erlaubt sie derselben. Der Sozialismus will nicht die Herrschaft des Geldes, Weiber- und Kindergemeinschaft, er will bloß Sozialisirung der Arbeitsmittel und gesellschaftliche Production, von Weiber- und Kindergemeinschaft ist bei ihm entfernt keine Rede und ebensowenig von gemeinschaftlichem Konsum. Der Sozialismus will — im Gegensatz zur platonischen Aristokratie — jeden Klassenunterschied aufheben, Jeder soll, gemäß seinen Fähigkeiten und Neigungen theilnehmen an der gesellschaftlichen Arbeit, wobei ihm aber noch Zeit genug bleibt, sich nach Neigung zu beschäf-

tigen. Der Sozialismus will die ausgebreitetste Freiheit für die Individuen, während der platonische Staat auf eisernem Zwang beruht.

Und wie mit dem platonischen Staat, so verhält es sich mit den anderen Staatsidealen und Staatsromanen, mit deren Aufzählung die Vortrageleserfamilie des Antiquars und Magistratsraths Hugo Barbed so die That.

Die Feindschaft des Sozialismus mit ehemaligen Staatsidealen ist eine höchst oberflächliche und scheinbare und nicht größer als die Feindschaft des elektrischen Telegraphen mit den Reichstelegraphen früherer Zeiten. Und mit Erlaubnis des Rabbi Ben Alisa ist der Sozialismus allerdings vollständig ein Novum (Neues), denn er legt die entwickelte moderne Production mittels Dampf und Maschinenkraft voraus. Denn nur sie bedingen die Durchführbarkeit und die hohen Vorzüge der sozialistischen Gesellschaftsform.

Die famose Broschüre des Antiquars und Magistratsraths Hugo Barbed ist wirklich eine produktive Leistung des antisozialistischen Kampfes mit geistigen Waffen.

## Von der Weltbühne.

Wird die Sozialdemokratie siegen? — In der Nr. 299 und 300 besprochen wir unter dieser Überschrift eine Schrift des Herrn Landesgerichtspräsidenten Leopold v. Kunowski in Viefelsh, die den gleichen Titel führt. Der Herr Verfasser sendet uns nun folgende Zuschrift:

Viefelsh, den 27. Dezember 1890.  
Die geehrte Redaktion hat mir die Ehre erwiesen, in die Nummer Ihrer Zeitung vom 23. d. M. einen Bericht über das vor Kurzem erschienene kleine Buch von mir: „Wird die Sozialdemokratie siegen? Ein Blick in die Zukunft dieser Bewegung“ aufzunehmen. Derselbe sagt im Eingange: ich hätte obige Frage „bejaht“. Ich habe die Antwort auf die spezielle Frage des Kap. II: „Wird die Sozialdemokratie wirklich den Sieg erringen?“ am Schluß dieses Kap. II. — nicht als eine abschließende Uebersicht gegeben, sondern als eine Schlußfolgerung aus den vorangegangenen kulturhistorischen Betrachtungen, jedoch dahin zu geben verstanden: „es werde nach menschlichem Ermessen, wenn nicht eine allerdings jetzt nicht voraussetzbare innere Umänderung des Volksgenies eintrete, dann verhältnißmäßig in den nächsten Jahrzehnten einmal eine (nach den späteren Darlegungen vorübergehende) Ueberwältigung der bestehenden Gewalt durch die Sozialdemokratie eintreten.“

Der Herr Berichterstatter hat es übersehen, daß an dieser maßgebenden Stelle die Antwort auf jene drei Fragen (welche noch eine etwas andere ist als die Hauptfrage des Buches) zu geben verstanden ist. Diese Antwort ist aber doch etwas anderes als eine einfache Uebersicht der Bewegung. Der Bericht ist also in diesem Punkte inhaltlich nicht richtig, sondern nur in dem Sinne, in dem er als Handreichung ausgedrückt ist: „Dah, wenn noch 4 Wochen lang republikanische Witterung fortdauere, und das Volk nicht anders — was jetzt nicht voraussetzbar sei — dann eine unangenehme Ernte eintreten würde, dann direkt vorausgesetzt, ebensowenig hat der Verfasser ein- und unbedingt an der bezüglichen Stelle einen momentanen Sieg der Sozialdemokratie vorausgesetzt. Der Zusammenhang mit dem in Kap. II. vorhergehenden Satz vielmehr deutlich, daß der Verfasser meint, wenn die eine oder andere Uebersicht, die Eigentümern abgewandte egoistische Denkart, die Gemüthsstimmung, die soziale Unterwerfung einer hochachtbaren verfassungsmäßigen Demokratie und die dem Bestande jedes Staatswesens gefährliche Unvollständigkeit gegen die religiösen Grundlagen im Volkstheum — wie sie nach der Ansicht des Verfassers bei uns, den Gegnern der Sozialdemokratie, in einem bedeutenden Umfange wahrzunehmen und aus diesen Krisen größtentheils erst auf die einfacheren Volkstheum übergegangen sind — durch die nächsten Jahrzehnte un verändert bleiben würden. Ich darf wohl hoffen, daß die geehrte Redaktion im Interesse der Wahrheit und eines gerechten geistigen Kampfes auch dieser ergänzenden Vertheidigung freiwillig Raum geben wird.“

Wir gestatten uns zu diesem Schreiben des Herrn v. Kunowski einige Bemerkungen. Wir glauben, den Sinn seiner Ausführungen ganz richtig erkannt und wiedergegeben zu haben. Unsere Angabe, daß er die Frage, ob die Sozialdemokratie siegen werde, bejahe, ist ge-

recht unter der ausdrücklichen Willkür seiner eigenen Voraussetzungen und lediglich auf diese Voraussetzungen kann es uns bei der Kritik ankommen. Daß der Herr Verfasser so offen und ehrlich erklärt: es werde vermuthlich ein Moment der Ueberwältigung der bestehenden Gewalt durch die Sozialdemokratie eintreten, wenn nicht eine ideale Auflösung des Eigentums an Platz greife — gerade das rechnen wir ihm in unserer Kritik als achtungswürdigen Mut an. Aber wir theilen unsere Leser auch mit, daß der Herr Verfasser der Ansicht ist, der (nach Maßgabe der von ihm selbst gemachten Voraussetzungen herbeigeführte) „sozialistische Zukunftsstaat“ werde sich nicht lange halten können, indem „schließlich doch wieder Kirche und Monarchie den Sieg erringen würden.“

Damit ist wohl die irrige Auffassung des Herrn Verfassers, wir hätten ihn die Frage nach dem Siege der Sozialdemokratie unbedingt bejahen lassen, bekräftigt. Wir glauben aber noch ausdrücklich konstatieren zu sollen, daß der Herr Verfasser auch in seiner mitgetheilten Einleitung den achtungswürdigen Willen bekundet, die große Zeit- und Streiffrage ehrlich, ohne Beschönigung zu diskutieren. Ein geistiger Kampf mit solchem Mann, aus welchem ehrliche — wenn auch nach unserer Ansicht irrige — Uebersetzungen spricht, gewinnt selbstverständlich einen anderen Charakter, als wenn sich's dabei um die Leiden-Gezeiten eines Eugen Richter handelt.

Ein Neugeburt an der Arbeit. Die älteren Parteigenossen werden sich gewiß eines Herrn Oberwinders erinnern können, welcher früher einmal einer der Führer der Reichsdeutschen Sozialdemokratie war. Er geriet sich damals als einer der „Reichsdeutschen“, so ziemlich in demselben Geiste, den sein ehemaliger Freund Johann Most noch jetzt als anarchischer General zum Besten behält. Seine äußere beneidliche „Führer“-Rolle hatte er übrigens bereits Anfang der sechziger Jahre ausgeübt. Die erfahrenen und einschüchternen Genossen hatten bald erkannt, daß er nur ein eitles politischer Streber sei, der die sozialdemokratische Bewegung nur als Mittel zum Zweck brauchen wollte. Im Jahre 1879 wurde er von Anbrechts Schou im Organ der österreichischen Sozialdemokratie, der Wiener „Gleichheit“, öffentlich eines erbärmlichen Charakters und egoistischer Absichten beschuldigt. Er wurde ihm vorgelesen, daß er als „Hauptredner“ sich immer hinter den Kulissen halte und andere für sich figuriren und die Sappen ausfüllen lasse, die er eingetrocknet; daß er ein Agon prolocutor schleimiger Sorte sei; daß er Parteigebirge geschloßen und beunruhigt und Alles in Allem eine „Schandbeule an der österreichischen Arbeiterbewegung“ sei, die entfernt werden müsse. Im Jahre 1870 war Oberwindler mit Schou wegen der „Gleichheit“ verurtheilt, aber bereits nach einigen Monaten amnestirt worden.

Oberwindler freute gegen Schou wegen der unglücklichen Angriffe die Befriedigungslage an. Das Urtheil des Gerichts aber nahm auf Grund der sehr eingehenden Beweisaufnahme, welche die Vertheidigung des Oberwinders an und sprach den Angeklagten Schou frei. In der Verhandlung sagte Schou u. a.: „Herr Oberwindler liebt es sehr mit der Arbeiterbewegung von sich reden und „Effekt“ zu machen. Sie war für ihn ein Paraderohr, über dessen Kapellen er sich in den Kreisen seiner Bourgeoisgesellschaft schickte Komplimente machen ließ. Am 13. Dezember 1863 — und das wurde mir leider erst später klar — sollte ein solcher Anlaßfertigkeit gemacht werden (nämlich die Demonstration, welche den 5. Oktober 1863 in Folge hatte). Herr Oberwindler setzte ihn in Szene, hielt sich aber im schmerzlichen Momente fern und leugnete hinterher, auch nur das Mindeste von der Sache gewußt zu haben. Er ließ ruhig zugucken dabei, wie Andere vor Gericht mit Gleich die Verantwortung auf sich nahmen für Dinge, die sie nicht begangen hatten.“

Durch diese Gerichtsverhandlung war Oberwindler für die Arbeiterbewegung ein für alle Mal unmöglich geworden. Er wurde Mitarbeiter der „Polizei“ und hat als solcher noch im vorigen Jahre in Paris, gelegentlich des internationalen Kongresses sich bemerkbar gemacht.

Dieses selbige Individuum nun ist jetzt Agitator der sogenannten „Ordnungspartei“ in Deutschland geworden; er hilft die Sozialdemokratie „geheim bekämpfen“. Kürzlich sprach er in Burgund bei Bremen in einer vom Direktor der dortigen Wollwäckerer einberufenen und auch von den Geistlichen der ganzen Umgebung besuchten Versammlung über die „Politik des Kaiser“.

Der Redner leitete sich nach einem Bericht der „Bremser Bürgerzeitung“ u. a. Folgendes an: „Es sei zu beachten, daß Karl Marx nach englischer Schicht, wo ich die Mittags- und Vesperpauze abgerechnet, bis acht Uhr bleibe, dann ehe ich zu Abend und nähe wieder bis zehn Uhr, die folgende Stunde ist zu meiner Erholung bestimmt, die ich meistens, wenn es nicht regnet, dazu benutze, aus dem Fenster auf die Straße hinauf zu sehen, und das verworrene Gezele und Treiben der Großstadt zu beobachten. Und glauben Sie mir, mein Herr, es spielen sich in den Straßen Berlins oft recht ergötzliche, oft aber auch recht traurige Szenen ab. So bald es sich handelt, besetze ich mich zu Hause. So geht das am Tag dahin, nur die Sonntag ist etwas anders. Früh läßt ich zuerst einen Brief nach Hause, die übrige Zeit des Vormittags bringe ich entweder mit der Anfertigung neuer, oder dem Ausfeilen alter Kleider und Wäsche zu. Nachmittags nähe ich wieder für's Geheiß, und schaffe mir zu einem kleinen Abendessen, der gepulvert wird und meinen jedesmaligen Heißhunger bittet; der Ueberfluß, der sich dann noch herausverdrückt, wird zum Anfaß kleiner Geschenke für die Reueigen verwendet. Ich das nicht sehr einfach gekleidet.“

„Allerdings sehr einfach!“ behauptete er in bittem Tone. „Gehen Sie denn zu seinen Vergnügungen?“ „Sehr selten, denn es stellt mir an Zeit und Geld“, sagte er lachend, „und hat Fortwachen, mit dem man unbedingt rechnen muß, aber ich war, sondern ich verfinde bin, im Reichthum-Theater und in dem Kröllchen-Theater. Und Opernhaus, Rirkus, Konzerte, Bälle, Landpartien?“ „Schlechtlich Verstand.“

„Drei so viel auf einmal! Diese Vergnügungen sind für mich unerschöpfbar, zwei oder drei Mal war ich noch im Theatergarten mit einigen Kollegen.“

„Und diese auch so genaug?“

„Zwischen mir und jenen besteht aber auch ein himmelweiter Unterschied, denn ich habe Wägen zu erfüllen, sie nicht.“

„Und Sie sind mit Ihrem Voose zufrieden?“

„Ich muß wohl“, sagte er mit einem leisen Seufzer „Georg Verlach verstand in tiefen Gedanken, ihm habe ich hier ein Leben voller Arbeit, Mühen, Besorgung und Entschädigung erschlossen, er kannte das Lebens Roth und Sorge nicht, er war in Luxus und Reichthum aufgewachsen, als einziges, vergöttertes Kind reicher Eltern. Die Mutter war ihm gestorben, und er mußte Jahre säßte, und sein Vater, der nicht wieder geheiratet hatte, verließ dem abgöttisch geliebten Sohne seinen Wunsch. Als Johann der Vater vor vier Jahren starb, hinterließ er seinem Sohne, außer einem sehr beträchtlichen Baarvermögen, ein jährlich schuldentheiliges Landgut, eine prächtige Villa in der Stadt und ein altes, renommirtes Getreidegeschäft, welches großartig betrieben wurde.“ (Schluß folgt.)

## Auf der Reise.

Eine Liebesgeschichte von Johanna Greie.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin herrschte reges Leben. Der Zug nach Königsberg sollte abgehen; eben läutete es zum dritten Male, da stürzte eilig noch ein großer, eleganter Herr über den Perron und sprang rasch noch in ein von Schaffner geöffnertes Koupé erster Klasse. Kaum fand er darin, als sich der Zug auch schon in Bewegung setzte. Im Koupé war nur ein Platz für einen jungen Dame besetzt, und an diese wandte sich der Herr, nachdem er seinen schwarzen, kleinen Handtöcher und eine Reisetasche auf den Bank gelegt und sich selbst gesetzt hatte. Er lästerte artig den Hut und sagte mit knurrendem Stimm:

„Ich bitte um Bezeigung, mein Fräulein, wenn ich höre, ich werde bereits an der nächsten Station umsteigen. In der Eile bemerkte ich nicht, daß ich ein Damentöcher gerathen bin und selbst wenn ich es bemerke, so hätte ich doch keine Wahl mehr gehabt, wenn ich nicht sitzenblieben wollte.“

Das Umkleigen dürfte kaum nötig sein“, antwortete lächelnd die Dame, wie befindet sich ein Stück, in dessen einem Koupé für Nichtraucher, nicht aber in einem Damentöcher. Stören können Sie mich nicht, denn wenn man sich auf Reisen begibt, so muß man sich auch darauf gefaßt machen, dies in Gesellschaft zu thun.“

In der That verhielt sie aber, wie förmlich sie gewünscht hatte, allein zu sein, sie hatte extra dem Schaffner ein Hänfrohdenkleid geordert, dieser hatte ihren Wunsch erfüllt, der von einem anderen, pflichtgetreuen Schaffner durchkreuzt worden war.

„Ich sage Ihnen meinen besten Dank für Ihre freundlichen Entgegenkommen.“

Dann herrschte Schweigen.

Die Dame öffnete ein kleines, neben ihr liegendes Handtäschchen und entnahm denselben ein Buch, in dessen Inhalt sie sich vertiefte. Der Herr griff in die Brusttasche seines Jacketts, zog eine Zeitung hervor und begann anscheinend eilig zu lesen, in Wahrheit studierte er aber die reizende, jugendliche Erscheinung seiner Reisefährtin. Es war ein feines, amüschendes Gesicht, mit großen, mandelförmigen, braunen Augen, deren Schönheit ihm schon vorhin aufgefallen, einem feinen, leichtgebogenen Nasen und einem frischrothen, lachenden Mündchen. Der Teint war ungemein zart und von seltener Weichheit und Feinheit. Unter der niedrigen, pelzigen Mütze saßen einige seideweiche, goldbraune Locken

hervor und fielen amüschig auf die weiße Stirn. Ein knapper Mantel umschloß die zierliche Gestalt.

Der heimliche Beobachter glaubte noch nie zuvor in seinem Leben einen amüschigeren, lieblicheren Gesicht begegnet zu sein und er wurde nicht müde, das reizende Gesichtchen zu betrachten.

Während sah die junge Dame auf und als sie die auf sich gerichteten bewundernden Blicke ihres Reisefährtin wahrnahm, suchte sie zusammen und tiefes Hauptnicken überzog ihr Antlitz. Der junge Mann schaute das höchst Unpassende seines Benehmens, er war tief bekümmert und schaute verzweifelt nach Worten, die ihn seiner Verlegenheit entziehen sollten. Da kam der Schaffner und überreichte die Wägen, um sie zu kuppeln. Er sagte sehr höflich, nachdem er die Wägen zurückgegeben:

„Sie können schon an der nächsten Station in das Koupé erster Klasse umsteigen, mein Herr, ich bin sehr gern bereit, Ihr Gepäck zu befragen.“

„Danken Sie mir“, erwiderte der Herr, „vorläufig bleibe ich, wo ich bin, es fährt sich auch recht gut dritter Klasse.“

Er drückte dem Schaffner die Hand, dieser schloß das Fenster. Es war sehr nützlich geteilt in dem Koupé und das junge Mädchen schenkte leicht zusammen, moß den scharf beobachtenden Blicke des Herrn nicht entgehen.

„Darf ich Ihnen eine Rede anbieten, mein Fräulein?“ Ich habe einen sehr schweren, pelzgefütterten Paletot an, der mir schon jetzt anfangt recht lästig zu werden, bitte, nehmen Sie ihn, er entbehre die Rede nicht.“

Das junge Mädchen erröthete leicht.

„Nein, ich danke Ihnen, so schüchtern ist es nicht, und ich glaube, es wird nach und nach auch wärmer.“

„Aber bitte, nehmen Sie doch!“

Endlich nach vielen Zureden seinerseits und lebhaftem Protestiren ihrerseits, gelang es ihm, sie zur Annahme der Rede zu bewegen.

„Haben Sie eine weiße Reise vor?“ fragte er dann.

„Ich reise nach Königsberg.“

„Das trifft sich ja prächtig“, sagte er hocherfreut, „ich habe ganz dasselbe Jäckel, und wenn Sie gestattet, dann bleibe ich in diesem Koupé sitzen, es reißt sich bedeutend besser in Gesellschaft, und nirgends wird man leichter bekannt, als im Eisenkoupé.“

„Aber Sie haben doch ein Wägen erster Klasse?“

„Das schadet ja nichts, ich werde sehr gegen eins, daß hier die Zeit viel schneller schwinden wird, darf ich bleiben?“

„Das hängt ja doch nur von Ihnen ab.“

„Rechtlichster Dank, mein Fräulein, ich mache von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch. Sie gehen, daß ich mich vorsehe. Mein Name ist Georg Verlach.“

Er nahm aus einem kleinen, juchtenlebernen Wägentäschchen eine einfache, weiße Karte, darauf stand: Georg Verlach, Kaufmann, Königsberg.

„Mit einer Wägentasche kann ich leider nicht dienen, Sie müssen sich also schon begnügen, wenn ich Ihnen meinen Namen nenne: Hildegard Edelmann.“

„Hildegard Edelmann!“ wiederholte er.

„Wahrscheinlich, erwiderte er, und nun lassen Sie aus gute Reise kameradschaftlich halten. Ist Ihnen das recht?“

Er streckte ihr bei diesen Worten seine schlanke, weiße Hand entgegen, an deren kleinem Finger ein kostbarer Brillantring funkelte. Etwas ängstlich legte sie einen Moment ihr feines, warmes Händchen hinein und er bemerkte, daß die drei ersten Finger der rechten Hand an ihren Spitzen arg gerötet waren. Sollte sie Mäherin sein? Dazu sah sie beinahe zu sein aus; er nahm sich daher vor, Mäheres zu erfahren, und läßt fort:

„Sind Sie fremd in Königsberg?“

„Nein, denn ich bin Königsbergerin; der Juvet meiner Reise ist mein Mähererger, die ich seit einem Jahre nicht gesehen habe.“

„Dann sind wir ja Landsleute! Nun, hoffentlich bleiben Sie längere Zeit da und ich sehe Sie dann einmal wieder.“

„Das beweiste ich, denn meine Zeit ist sehr beschränkt, ich habe nur sechs Tage Urlaub, weil davon gehen auf die Reise und die vier Tage widme ich mich ganz meiner Mutter und meinem Bruder, denn nachdem heißt es, sich ja wieder auf eine lange Trennung gefaßt machen, da es mir nur einmal im Jahre vorkommt, ist auf meine Tage bei den Meinigen zu verweilen.“

„Sie sind in Berlin in Stellung?“

„Ja, ich fungire schon zwei Jahre in dem Konfektionsgeschäft von H. als Verkäuferin.“

„Sind Sie denn in Königsberg nicht Passendes?“

„Für mich nicht, ich war ein Jahr lang als Lehr-ling in dem Geschäft von Gebrüder Hellborn thätig, dieses sollte sich auf wegen Zahlungsunfähigkeit, und sechs Monate lang mühte ich mich vergeblich ab, denn die wenigen guten Stellen waren besetzt, und andere, viel gebotene Stellen konnte ich aus menschlichen Gründen nicht annehmen, oder das Gehalt war aus das niedrige Maß beschränkt. Ich bin zwanzig Wart monatlich,

bei einer Arbeitszeit von früh sieben bis Abends zehn Uhr.“

„Ja, sind denn aber in Berlin die Verhältnisse besser?“

„Das nun wohl nicht, aber ich erhielt durch Vermittlung der Schwester eines Freundes von meinem Bruder meine jetzige Stelle, da sich meine Vorgängerin verheiratet, so rücte ich in den vakanten Posten ein, ich befinde mich auch ganz lieblich. Kost und Logis erhalte ich im Hause meines Prinzipals und bezüge außerdem, erhalte des Gehaltsgehältes, dreißig Wart monatlich, die Arbeitszeit ist von früh acht bis Abends acht Uhr.“

„Und diese Summe genügt Ihren sonstigen Anforderungen?“ fragte Verlach wieder.

„O, so viel darf ich ja gar nicht brauchen“, antwortete das junge Mädchen, „das wäre wohl noch schöner, wenn ich eine derartige Verheirathung nicht würde. Die Hälfte würde ich regelmäßig meiner Mutter, die nur eine sehr geringe Pension, monatlich vierundzwanzig Wart, bezüht, mein Bruder, der als Schreiber beim Reichsanwalt Eintun beschäftigt ist, verdient noch so wenig, um sie zu unterstützen.“

„Aber dann begreife ich fastlich nicht, wie Sie mit fünfzehn Wart Altes beschreiben wollen, mir ist's ein Räthsel.“

„Sie sind jung und lebensfröhlich und wollen doch auch gern einmal in's Konzert oder in's Theater gehen, und das kann man doch wohlthätig nicht mit fünfzehn Wart betreiben, das werden Sie mir gewiß zugeben müssen.“

„Er hatte sich ordentlich in Eifer geredet, sein Wägen glitt an der, wenn auch sehr einfachen, so doch geschmackvollen Toilette des jungen Mädchens herab, und plötzlich klag ein häßlicher Verdacht in ihm auf. Dieser Verdacht that ihm weh, unglücklich weh, er konnte sich selbst nicht Rechenschaft abgeben über dieses Gefühl.“

Was ging ihm denn das fremde Mädchen an? Aber als er in das lächelnde Antlitz blickte, sah er ein junges Mädchen, gepaart mit feinem Schmeiß, aber nicht, diese Augen, diese melodische, läßte Stimme konnten nicht täuschen.“

„Es ist Ihnen ein Räthsel, und doch ist's so einfach. Soll ich es Ihnen mittheilen?“ Sie blickte ihn freundlich-ernst an.

„Nun denn, hören Sie zu! Ich habe einhalb sechs Uhr heute ich auf und steide mich vollständig an, dazu brauche ich nur kurze Zeit, zwanzig Minuten, dann nähe ich recht feine, etwa anderthalb Stunden, fünf meiner Gehalt's-Trikotallien, dann gebe ich in's Fräulein'szimmer und nehme im Kreise meiner Kolleginnen mein Fräulein ein, und belege mich hierauf in's Ge-

schäft.“

„Soll ich es Ihnen mittheilen?“ Sie blickte ihn freundlich-ernst an.

„Nun denn, hören Sie zu! Ich habe einhalb sechs Uhr heute ich auf und steide mich vollständig an, dazu brauche ich nur kurze Zeit, zwanzig Minuten, dann nähe ich recht feine, etwa anderthalb Stunden, fünf meiner Gehalt's-Trikotallien, dann gebe ich in's Fräulein'szimmer und nehme im Kreise meiner Kolleginnen mein Fräulein ein, und belege mich hierauf in's Ge-

schäft.“

„Soll ich es Ihnen mittheilen?“ Sie blickte ihn freundlich-ernst an.

„Nun denn, hören Sie zu! Ich habe einhalb sechs Uhr heute ich auf und steide mich vollständig an, dazu brauche ich nur kurze Zeit, zwanzig Minuten, dann nähe ich recht feine, etwa anderthalb Stunden, fünf meiner Gehalt's-Trikotallien, dann gebe ich in's Fräulein'szimmer und nehme im Kreise meiner Kolleginnen mein Fräulein ein, und belege mich hierauf in's Ge-

schäft.“

„Soll ich es Ihnen mittheilen?“ Sie blickte ihn freundlich-ernst an.

„Nun denn, hören Sie zu! Ich habe einhalb sechs Uhr heute ich auf und steide mich vollständig an, dazu brauche ich nur kurze Zeit, zwanzig Minuten, dann nähe ich recht feine, etwa anderthalb Stunden, fünf meiner Gehalt's-Trikotallien, dann gebe ich in's Fräulein'szimmer und nehme im Kreise meiner Kolleginnen mein Fräulein ein, und belege mich hierauf in's Ge-

schäft.“

„Soll ich es Ihnen mittheilen?“ Sie blickte ihn freundlich-ernst an.

„Nun denn, hören Sie zu! Ich habe einhalb sechs Uhr heute ich auf und steide mich vollständig an, dazu brauche ich nur kurze Zeit, zwanzig Minuten, dann nähe ich recht feine, etwa anderthalb Stunden, fünf meiner Gehalt's-Trikotallien, dann gebe ich in's Fräulein'szimmer und nehme im Kreise meiner Kolleginnen mein Fräulein ein, und belege mich hierauf in's Ge-

schäft.“